

Inklusive Kinderspielplätze

Und alle machen mit

Auch Kinder mit Behinderung sollen auf öffentlichen Spielplätzen spielen können. Doch das Bedürfnis des einen kann den anderen ausschließen.

Von JACQUELINE STERNHEIMER



© Wolfgang Eilmes

Anschieben, sitzen, liegen: Die „Supernova“ auf dem Spielplatz der Lebenshilfe in Frankfurt ist so gebaut, dass alle Kinder mitspielen können.

Der Spielplatz der Frankfurter Lebenshilfe liegt versteckt hinter den Kleingärtnervereinen. Kinder klettern, spielen, laufen, toben. Und drehen sich auf einem schrägen Ring, der rotiert, wenn er angeschoben wird. Manche Kinder klammern sich auf dem Bauch liegend an die „Supernova“, andere halten sich aneinander fest, während die Größeren anschieben. „Hier ist noch Platz“, ruft ein Vierjähriger einem anderen zu. Eigentlich ist kein Platz mehr, aber alle rücken näher zusammen.

Einige der Kinder haben eine körperliche oder kognitive Behinderung. Die Spielgeräte auf Gut Hausen im Frankfurter Westen sind so ausgelegt, dass sie alle hier spielen können. Im Gegensatz zu vielen anderen öffentlichen Spielplätzen.

„Wir haben in der Gesellschaft zehn Prozent Menschen mit Behinderung“, sagt Volker Liedtke-Bösl, Leiter der Lebenshilfe in Frankfurt. „Es gibt viel mehr Kinder mit Beeinträchtigung, als man glaubt, und diese Kinder haben ein Recht teilzuhaben.“ In dem Verein haben sich, auch als Reaktion auf die Euthanasieprogramme der Nationalsozialisten, Eltern behinderter Kinder zusammengeschlossen. Sie trafen sich zusammen mit ihren Kindern, tauschten sich aus und setzten sich für Inklusion ein. In Kindergärten und Schulen ist inzwischen viel erreicht, weshalb sich die Lebenshilfe umso stärker der Frage nach angemessener Teilhabe auch bei Freizeitaktivitäten widmet.

„Wirklich barrierefrei bekommt man es kaum hin“

Menschen mit Behinderungen stoßen täglich auf unüberwindbare Barrieren. Auf Spielplätzen zeigt sich auch, dass das Bedürfnis des einen den anderen ausschließen kann. Benötigt ein Rollstuhlfahrer einen geraden Untergrund, braucht ein blinder Mensch Markierungen im Boden, wie Dorle Horcher, Bereichsleiterin der Lebenshilfe in Frankfurt, erläutert. „Wir schauen also, inwieweit man etwas für jemanden erreichbar machen kann“, sagt Horcher. „Wirklich barrierefrei bekommt man es kaum hin.“

Kinder mit Behinderung brauchen vielfältige Bewegungsmöglichkeiten. So erlangen sie ihre volle Bewegungsfähigkeit. Außerdem unterstützt Bewegung die Gehirnreife. Beim Spielen werden Verbindungen im Gehirn gebildet, die für die Entwicklung wichtig sind – man spricht hier von der sensorischen Integration. Im sehr frühen Alter lernen Kinder noch nicht über Sprache, sondern über Bewegung, und zwar ganz intuitiv. „Wenn ein Kind viel schaukelt, dann ist das Schaukeln für dieses Kind in dieser Phase wichtig“, sagt Liedtke-Bösl. Je unterschiedlicher also die Angebote sind, desto besser.

Klassische Spielplätze bestehen aus Sandkasten, Schaukel und Rutsche. Der Sand ist oft überall verteilt. Geraten die Körner in die Räder von Rollstühlen, können diese beschädigt werden. Schaukeln, an denen man sich nur an den Seiten festhalten kann, sind für viele Kinder mit körperlichen Behinderungen nicht nutzbar. Und überhaupt sind die meisten Geräte auf Bewegung, Gleichgewicht und Schnelligkeit ausgelegt. Für die Entwicklung eines Kindes sind aber vielfältige Sinneserfahrungen wichtig: riechen, fühlen und hören.

„Vogelnestschaukeln“ haben inklusiven Charakter

Es gibt keine offiziellen Zahlen, wie viele inklusive Spielplätze es in Deutschland gibt. Schon eine „Vogelnestschaukel“, also eine korbartige Schaukel, hat inklusiven Charakter, weil sich auch Kinder mit stark eingeschränkter Bewegungsfreiheit hineinlegen lassen. In Frankfurt achtet man bei jedem neuen Spielplatz darauf, so viele inklusive Elemente wie möglich einzubauen, heißt es beim dortigen Grünflächenamt.

Seit 2009 gilt die UN-Behindertenrechtskonvention als nationales Recht in Deutschland. Sie fordert die Achtung vor den sich entwickelnden Fähigkeiten von Kindern mit Behinderungen. Kinder mit Behinderungen sollten gleichberechtigt alle Menschenrechte und Grundfreiheiten in vollem Umfang genießen, und dazu zählt der Zugang zu Spielplätzen. Langfristig ist die Konvention für jede Kommune bindend.

In vielen Städten und Gemeinden herrscht aber wegen der ungenauen Bestimmung des Begriffs „inklusiv“ zunehmend Ratlosigkeit, wie Peter Schraml sagt. Er ist Geschäftsführer des Unternehmens „Maßstab Mensch“. Der Münchner Architekt hat mehr als 15 Jahre für eine Unfallversicherung im Bereich Bildung gearbeitet und sich mit barrierefreiem Bauen befasst. Heute berät sein Unternehmen beim Bau von Spielplätzen.

Was macht einen Spielplatz inklusiv?

Eine Matrix für Spielräume für Menschen mit Behinderungen soll den Behörden helfen zu ermessen, was einen Spielplatz inklusiv macht. „Es ist nicht damit getan, ein Sortiment an Spielgeräten festzulegen, damit ein inklusiver Spielplatz dabei herauskommt“, sagt Schraml. Vielfältige Lösungen sind gefragt. In den Seminaren, die Schraml in den Kommunen hält, begegnet ihm häufig die Angst der Beamten, beim Bau etwas falsch zu machen. Schnell kommt Kritik auf, wenn doch noch jemand ausgeschlossen wird.

Madita zum Beispiel ist vier Jahre alt und hat zwei Geschwister – einen zwei Jahre älteren Bruder und eine einjährige Schwester. Zusammen lebt die Familie in der Nähe von Lörrach in Südbaden. Madita ist mit weitreichenden geistigen und physischen Behinderungen als Frühchen auf die Welt gekommen. Geräte zum Spielen kann sie nur sehr eingeschränkt nutzen. Ihre Eltern wollen sie natürlich trotzdem mit auf den Spielplatz nehmen.



© Wolfgang Eilmes

Doch viele Kommunen sind noch ratlos: Eine Matrix für Spielräume für Menschen mit Behinderungen soll den Behörden helfen zu ermesen, was einen Spielplatz inklusiv macht.

In die Planung müssen also auch Geschwisterkinder einbezogen werden. Madita gelangt mit dem Roll-Buggy, einer Vorstufe zum Rollstuhl, nur über einen barrierefreien Eintritt auf den Spielplatz in der Nähe. Dort reichen dann eine Spieldecke und einige Spielzeuge, um Madita, die nicht sprechen und nicht eigenständig laufen kann, für eine Stunde fröhlich zu beschäftigen. Ihre Geschwister können so von der Decke aus im Blick gehalten werden. Wird Madita in die Nestschaukel gelegt, lässt sich mühelos ihr Rucksack mit der künstlichen Nahrung, die sie benötigt, mit hineinlegen. Mit dem Buggy kann sie sich durch eine Röhre fahren lassen, während ihr Bruder darauf klettert.

Am wichtigsten ist, gemeinsam spielen zu können

Für den Ältesten sei es wichtig zu erfahren, dass er auch gemeinsam mit seiner Schwester spielen könne, sagt Stefan Rüttbauer, der Vater. Der Garten der Familie zeigt, welche Reize dafür auch eingesetzt werden können: Auf starke Gerüche, Vibration oder laute Geräusche reagiert Madita besonders stark und fröhlich. Sitzt sie neben den Rosmarinsträuchern im Garten, zieht sie das intensiv riechende Kraut zu sich heran. „Das könnte eine Möglichkeit für Madita sein, an Spielplätzen teilzuhaben: um den Spielplatz herum einen Duftkreis aus Kräutern ziehen.“

Mindestens genauso wichtig ist Stefan Rüttbauer ein grundsätzliches Problem: „Die Gesellschaft ist längst noch nicht so offen gegenüber Behinderungen, wie es zu wünschen wäre.“ Erst vor kurzem war die Familie auf einer Raststätte, als die Blicke der anderen dem sechs Jahre alten Bruder Maditas unangenehm wurden: „Er hat dann gefragt, ob wir Madita nicht mal den Mund zuhalten können.“ Das heißt auch: Wenn Kinder von klein auf zum Beispiel auf Spielplätzen lernen, wie normal eine Behinderung sein kann, sagt Rüttbauer, könnten sie für ihr weiteres Leben viel lernen.

„Kinder auf dem Spielplatz achten nicht darauf, wer behindert ist oder nicht“

Der Meinung ist auch Dorle Horcher von der Frankfurter Lebenshilfe. „Kinder auf dem Spielplatz achten nicht darauf, wer behindert ist oder nicht“, sagt sie, während sie die Kinder auf dem inklusiven Spielplatz beobachtet. Die Geräte sind dialogorientiert: Die Kinder müssen sich abstimmen und darauf achten, wer was mit seinen Fähigkeiten bewerkstelligen kann. „Wenn sie auf einer Schaukel sitzen, können sie selbst entscheiden, ob sie schnell oder langsam schaukeln wollen.“

Auf der „Supernova“ müssen die Kinder gemeinsam aushandeln, wie schnell oder langsam es sein darf: Es wird nicht darauf geschaut, was der andere nicht kann, sondern auf das, was er kann. Zwei Jungs, etwa vier Jahre alt, werden auf einer Hängebrücke stehend von einem Erzieher gefragt, welches Spielgerät sie am liebsten mögen: „Alle!“ Wichtig scheint es Kindern nicht zu sein, womit sie gerade spielen, sondern dass sie gemeinsam spielen können.

Quelle: F.A.Z.

© Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH 2001–2019
Alle Rechte vorbehalten.